

Markus Fauser, *Intertextualität als Poetik des Epigonalen. Immermann-Studien*. München, Fink 1999. 443 S., € 64,-.

„Epigone ist, wer keinen [Charakter] hat, nicht einmal mehr einen schlechten. Unselbständig zu allem Eigenen, führt der Epigone ein Leben aus zweiter Hand, der zerschlissene Schatten von etwas Vergangenen.“<sup>1</sup> Die provokante These, die Gert Mattenklott eingangs seines 1984 publizierten Essays über das Epigonale formuliert, rekuriert auf die pejorative Bedeutung, die dem Epigonalen seit den späten 1830er Jahren, seit der Besprechung von Karl Immermanns *Epigonen* durch Theodor Mundt<sup>2</sup> anhaftete und immer noch anhaftet – behandeln die *Familienmemoiren in neun Büchern* doch die vielbeschworene, einer „jede[n] Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pfleg[ende]“ „Last“ im Umgang mit den „geborgten Ideen“ der Väter und den „große[n] Bewegungen im Reiche des Geistes“ vergangener Epochen.<sup>3</sup>

Mundt ist insofern für die Herausbildung des Begriffs vom Epigonalen als bloß unschöpferische Nachahmung eines originären Kunstwerkes verantwortlich, als er die im Roman heraufbeschworene „Traumwelt“ einer „problematischen Existenz“ in einer Periode des Übergangs,<sup>4</sup> jenen „Segen und Unsegnen des Nachgeborens“<sup>5</sup> den Immermann künstlerisch *wie* genealogisch verstanden wissen will, poetologisch und kulturpolitisch als Ausdruck eines reaktionären, rückwärts – in die *Geniezeit* – gewandten Literatentums umdeutet. Für Jungdeutsche und Junghegelianer werden ‚epigonal‘ und ‚Epigone‘ zu Kampfbegriffen, wobei die vermeintliche Abhängigkeit von der Geniezeit als Mangel an poetischer Autonomie und Originalität, ja letztlich gesellschaftspolitisch als fehlende Selbstbestimmung interpretiert wird.

<sup>1</sup> Gert Mattenklott, „Epigonalität“. In: *Merkur* 38 (1984), S. 410–421, hier S. 410.

<sup>2</sup> Theodor Mundt, „Immermann und die Epigonen“. In: ders., *Charakter und Situationen. Vier Bücher Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur*. Wismar – Leipzig 1837, S. 272–292 (zuerst 1836 in der von Johann Gottlieb Karl Spazier begründeten *Zeitung für die elegante Welt*).

<sup>3</sup> Vgl. Karl Leberecht Immermann, *Die Epigonen*. Nach der Erstausgabe von 1836 mit Dokumenten zur Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte, Textvarianten, Kommentar, Zeit- und Nachwort hg. von Peter Hasubek. München 1981, S. 118 f.

<sup>4</sup> Ebd., S. 115.

<sup>5</sup> Immermann an seinen Bruder Ferdinand, 24. April 1830 (Karl Leberecht Immermann, *Briefe*. 3 Bde. Textkrit. u. komment. hg. von Peter Hasubek. München – Wien 1978–1987, Bd. 1, Nr. 398, S. 836).

Die von Mattenklott bereits 1984 vertretene These eines aber *auch* produktiven Vermögens der ‚Epigonen‘ wurde 1994 von Matthias Kamann anhand von Texten Grabbes, Immermanns, Platens und Raabes weiter ausgeführt.<sup>6</sup> Markus Fauser greift aus dieser Reihung den Zweitgenannten heraus, um in seiner Studie zur *Poetik des Epigonalen* am Beispiel des zum Inbegriff des Epigontums gewordenen Dichters zu zeigen, daß ein wie auch immer „gearteter Mangel an Selbständigkeit [...] gar kein Hinderungsgrund für das [zu ergänzen wäre: individuell-eigenschöpferische] Schreiben“ sei, sondern im Gegenteil „Bedingung für den imaginativen, achronischen Vergangenheitsbezug“ (S. 35). Ein Text nämlich, der sich der Reminiszenzen an vorgegangene Epochen bedient, ist keine bloß unschöpferische Nachahmung, er wird „sub specie reminiscencia“ zu „einem Medium des kulturellen Gedächtnisses“ (S. 53), indem der Autor die von ihm rezipierten medialen Eindrücke ‚Gedächtnisbildern‘ gleich produktiv reproduziert.

Fauser gliedert seine Darstellung der Poetik des Epigonalen als eine Reminiszenzpoetik in zwei große Kapitel, deren erstes sich der „Referentialität“ (S. 61ff.), das heißt der immerwährenden Reflexion auf die Historie, das letztere den „komplexen Verfahren der Sinngebung“ (S. 191ff.), die auf den materiellen Voraussetzungen für eine ebensolche Reflexion gründet, annimmt. Hierbei steht die These im Vordergrund, daß ein „Text nicht nur auf einen oder mehrere Referenztexte Bezug nimmt“, sondern, da diese Texte immer schon „interpretiert[]“ seien, auf „Deutungsmuster, sowohl von Seiten des Autors als auch des Lesers“ (S. 57). Ausgehend von einer beeindruckend breiten Materialbasis, die sowohl die Lyrik als auch Prosa und Drama berücksichtigt, belegt Fauser für die Texte Immermanns zunächst drei Formen der Referenz, die neben- und miteinander die Selbstreferentialität des Textes ausmachen: Neben die Referenz auf Einzeltexte treten die diskursive Referenz und die Systemreferenz, die auf einen abstrahierten Prätext in Gestalt modellhafter Gattungsspezifika rekurriert. Letztere Form demonstriert Fauser anspruchsvoll anhand von Immermanns 1830 erschienenem *Tulifantchen*: Simultan reproduziert der Text Muster des Epos wie des Schicksalsdramas, variiert und transformiert, ja parodiert sie aber zugleich und kodiert damit das System – und die Erwartungshaltung des Rezipienten – um (vgl. S. 157–171). Diskursive Referenzen manifestieren sich vor allem in der ‚Novelle‘ *Der Carnival und die Somnambule* (1830), die Fauser als ein „Suchbild aus Diskursen“ (S. 116) charakterisiert, die zwischen Karneval und karnevaleskem Treiben, animalisch-magnetischen Begründungstheorien und Beschreibungstechniken kriminalistischer beziehungsweise juristischer Art changieren (vgl. S. 116–132). Anhand der Rekurse auf Shakespeares *Sommernachtstraum* stellt Fauser schließlich die intertextuellen Referenzen heraus, die in Immermanns *Das Auge der Liebe* (1824) aber nicht in eine bloße Entlehnung von Struktur, Diegese oder Personal, sondern in eine

<sup>6</sup> Matthias Kamann, *Epigonalität als ästhetisches Vermögen. Untersuchungen zu Texten Grabbes und Immermanns, Platens und Raabes, zur Literaturkritik des 19. Jahrhunderts und zum Werk Adalbert Stifters*. Stuttgart 1994; vgl. auch Burkhard Meyer-Sickendiek, *Die Ästhetik der Epigonalität. Theorie und Praxis wiederholten Schreibens im 19. Jahrhundert. Immermann – Keller – Stifter – Nietzsche*. Tübingen – Basel 2001 (vgl. *Arbitrium* 19 [2001], S. 208f.).

Herauslösung dieser Momente aus den ursprünglichen Zusammenhängen und eine Neukombination – die „[l]iterarhistorische[] Kontamination“ – führen (vgl. S. 172), um letztlich das „experimentelle Spiel mit komischen Schreibweisen zu erproben“ (S. 189).

Der zweite Teil der Studie widmet sich über die Präferenztexte hinaus einer intermedialen Ebene der Interpretation. „Immermanns Vorliebe für die [bildende] Kunst“ wird nicht als persönliche Neigung des Autors gedeutet, sondern als „Grundzug der modernen Kunstreflexion und -referenz“ überhaupt (S. 193), durchaus eindringlich dargelegt an der *Mythe* von *Merlin* (1832), die über die rein textuelle eine deutliche Referenz an Julius Benno Hübners (1806–1882) 1828 entstandenes Gemälde *Roland* aufweise: Auch hier übergebe die als schöne Dame personifizierte Poesie symbolisch – durch eine Schriftrolle – dem Dichter die poetische Aufgabe (leider kann der Leser dies ohne einige Anstrengung nicht nachvollziehen, da im Gegensatz zu anderen erwähnten Referenzen Hübners Gemälde im Abbildungsanhang fehlt). Den Schwerpunkt des zweiten Teiles aber bilden die Analysen des *Münchhausen* (1838–1840) und der *Epigonen*, anhand derer Fauser nachweist, daß sich gerade hier aufgrund der Reminiszenzen und ‚Gedächtnisbilder‘ eine „Neubestimmung der Individualität aus ihren Text- und Bildwelten“ manifestiere (vgl. S. 388).

Obwohl sich die Studie oftmals mit der Bestimmung des für die Referenzialisierbarkeit bedeutenden ‚Materials‘ zufriedengibt – was kein Manko sein muß – und einige der Textanalysen den Anschein erwecken, als sei die These einer produktiven Epigonalität bereits hinreichend verifiziert, kann die Studie doch in allen ihren Teilen überzeugen. Der Begriff des Epigonalen wird hier von den vorherrschenden Negativurteilen ‚gereinigt‘ und überzeugend um das Moment der literarischen Produktivität und Individualität *gerade* aus der ‚Kraft der Tradition‘ heraus vermehrt.

Universität München  
 Institut für Deutsche Philologie  
 Schellingstraße 3  
 D-80799 München  
 udo.roth@germanistik.uni-muenchen.de

Udo Roth